



Frauen am Montag.

Wenn die Frauen in den Montag gehen,
Leuchtet mütterlich der Sonnenschein,
Denn sie tragen junges Anferstehen
In die Stadt aus Stahl und Qual und Stein.

Wenn die Frauen ihre Kinder schmücken,
Flammet auf das schlichte rote Band,
Denn der Hände liebendes Beglücken
Nacht zum Reichthum allerärmsten Land.

Wenn sie mit den dunklen Massen singen,
Glänzig singen von dem ersten Mai,
Hebt die helke Sehnsucht ihre Schwingen,
Und die Menschheit steht sich stark und frei!

Selbst das Pflaster trägt gerührt die Füße,
Die nach Wiesen einjt und Tanz sich sehnten,
Nach der Gärten blumenreicher Süße . . .
Bis die Tore der Fabriken gähnten.

Tag für Tag in bleiern schwerem Fluge
Not und Werk und blasse Mutterschaft —
Und nun gehen sie im großen Zuge,
Und sie fühlen wieder neue Kraft.

Bruno Schönant.

Gefang der Amsel.

Von Karl Capel.

Wenn wir „Erster Mai“ sagen, so geht uns mit unbedingter Notwendigkeit zweierlei durch den Kopf. Entweder der Vers vom wunderschönen Monat Mai, als alle Knospen sprangen, oder die Tatsache, daß wir den Festtag der Arbeit feiern. Man würde annehmen, daß Liebe und Arbeit sich gar nicht reimen. Ich schau' in den Gärten, in dem die Amsel pfeift und vor Freude schmetternd behauptet, daß „die Liebe aufgegangen sei“. Morgen oder übermorgen werden in ihrem Neste drei oder vier flaumbedeckte, großköpfige, in ihren Augen sehr schöne Junge herumkrabbeln und für die liebe, unbeherrschende Amsel wird etwas beginnen, was wir Menschen eine verfluchte Schinderei nennen. Von der Morgenröte bis zum Abend wird sie Würmer aus der Erde ziehen, Kohlweißlingen die Flügel abknabbern, Fliegen jagen, um alles in die freischwebenden, kleinen Angeheuer zu stopfen, die sehr lebhaft behaupten, daß die Liebe aufgegangen ist. Von der Liebe zur Arbeit ist's nicht weit; nur ein kurzer Sprung von der begeisterten Lebensschöpfung zur geduldigen emsgermaßen prosaischen Lebenserhaltung. Man könnte sagen, daß die Arbeit von der Liebe geboren wurde.

Wenn wir uns in unserem sozialen Gefühl nach der Natur richteten, so hüpfen an diesem Feiertag die Festredner, ähnlich den schwarzen Amseln, auf ihrer Estrade herum und würden aus voller Kehle schon pfeifend oder singend folgendermaßen sprechen: „Ist das eine Schinderei, wenn man sich und andre ernähren muß; ist das eine Jagd, was? Aber

was soll man tun, das Leben ist ein verflüchtiges Geschenk, wir müssen es bezahlen. Und wir bezahlen mit Arbeit, Sorge, Heiß und da mit Schmerz. Was nützt das alles, das Leben ist eine teure Sache, die uns teuer zu stehen kommt. Wenn wir schön und würdig die Arbeit feiern wollen, so müssen wir vor allem das feiern, was wir dafür erkaufen; wir sollten heute das Leben feiern und verherrlichen; wir sollten die schwere und wunderbare Tatsache feiern, daß wir auf der Welt sind. Das Leben ist ein schwerer Sport, etwa so, wie wenn wir einen Felsen erklimmen sollen. Manchmal machen wir halt und denken, daß wir nicht mehr weiter können; wir sind erschöpft, wischen uns den Schweiß von der Stirn und brummen, daß uns der Teufel diesen Weg schuldig war. Aber da wir trotzdem fast alle ansharren und die Anstrengung vorsetzen, so ist es ein großer und geheimnisvoller Beweis, meine Lieben, daß das Leben dafürsteht. Wenn wir auch tausendmal stürmisch protestieren, so entsagen wir nicht, solange wir nicht entsagen müssen. Wir gebären weiter Leben, um die schöne und verfluchte Sache weiterzugeben. Man kann gewiß im allgemeinen Schönen von der Arbeit sagen; die Vorstellung von Millionen Arbeitenden ist erhebend; aber es ist eine andre Sache, sich die eigene, im Laufe des Jahres verrichtete Arbeit vorzustellen. Sich die Arbeit vorzustellen, die der Mensch im Laufe seines ganzen Lebens verrichtet hat, ist ein nach ganz anderer Richtung erhebendes Bild als die Vorstellung der arbeitenden Welt. Du hast soundso viel

tausend Ziegel aufgeladen, du hast soundso viel Kilometer Leinwand gewebt, du hast soundso viel Fassfidel Schriften verarbeitet, du hast soundso viel Tonnen Kaffee oder Salz aufgeteilt. Die geduldige, unendliche Eintönigkeit der persönlichen Leistung zeigt erst, was der Mensch dafür bezahlt, daß er lebt. Der Wert der Arbeit wird da nicht mehr an der Gemeinsamkeit der Arbeitenden, sondern an der persönlichen Geduld und fruchtbaren Ausdauer eines jeden von uns gemessen.

Ein Heer von Arbeitenden ist eine schöne Sache; doch wenn ihr die Arbeit feiern wollt, so denkt an das unendliche Werk eines jeden einzelnen. Denkt nicht nur an die Millionen Hände; an jedem Hände paar hängt ein ganzer und lebender Mensch, der mit Lust atmet, gern ist, Frau und Kinder hat und die ganze Last des Lebens so lange als möglich schleppt. Feiert nicht die Hände, feiert Tausende von menschlichen Leben. Wenn wir nicht nur von Millionen Arbeitenden, sondern von Millionen Leben und Ernährern sprächen, so würde dieser Feiertag der Arbeit von Kinderklappern, von Tanz und Musik widerhallen. Jeder würde seine Erwählte, für die er arbeitet, am Arm führen, und seine Räder würden den richtigen Festzug der Arbeit hinter ihm bilden. Zehntausend finstere Männergesichter, die im Zug dahinziehen, versinnbildlichen wohl die Last, versinnbildlichen aber sehr schlecht das Leben; denn das Leben ist weit schwerer und weit heiterer, als es in dieser düsteren Feier der Arbeit versinnbildlicht würde. Bei solchen feierlichen Anlässen nennt

man sie arbeitende Menschen als wären sie nicht's andres und nicht mehr. Wenn ich sie in der ganzen Kompliziertheit, der ganzen Schönheit und Schwere ihres wirklichen Lebens ansprechen sollte, so müßte ich meine Rede etwa so beginnen:

Arbeitende, essende und trinkende, heiratende, kinderzeugende, frohe, väterliche und mütterliche Menschen. Ledige und Verweibte, Mütter und Mädchen. Liebhaber und alte Gefellen usw. Ich müßte sie alle im beson-

deren bei ihren Namen nennen und dürfte nicht einen auslassen, denn an jedem von ihnen ist viel Wichtigeres als die Tatsache, daß er arbeitet. Dieser Feiertag soll eine Feier des Menschen sein. Wir feiern die Arbeit, feiern aber nicht den Mann die Frau und die Kinder, obwohl es eine heilige Wahrheit ist, daß wir nicht arbeitende Menschen wären, wenn wir nicht Männer und Frauen mit allen besonderen und dramatischen Folgen wären, die daraus entstehen, daß wir es sind. Ich kann es nicht mehr verschweigen: Die

Liebe ist es, die uns das Leben mit all seinen Placereien eingebrockt hat; im Grunde stöhnen wir unter der schweren Last der Liebe. Freunde, an diesem hohen Festtag müssen wir von der Liebe sprechen.

Doch in diesem Augenblick hat der schwarze Redner wirklich Flügel und hüpfte statt auf der Estrade, auf einem blühenden Apfelzweig auf und ab. Es ist eine pfeifende Amsel; und ihr Lied ertönt entfernt von der menschlichen Menge.

Der Mann Tom Springfield.

Von Max Dorn.

Die blanken Sterne, sie knistern hoch am Himmel. Nacht über Kalifornien. Die Berge. Hörst du Wasser rauschen? Das ist die Welle gegen den Staudamm. Ein Tal — ein sehr enges Tal — ein Canon, das Canon Santa Clara, da hindurch ein Fließchen — in seinem freien Laufe wird es gehemmt, gehemmt von Menschenhand — das Fließchen muß ein See werden — ein riesiger Staudamm weigert den Wässern freien Abfluß — über den künstlichen See fließt Nachwind, der von den kahlen Bergen herabspringt — er wirft Welle um Welle gegen die Mauern des Staudamms. Nacht. Du, die Gule — der unheimliche Schrei der Steineule — dreizehnmal schrie die Gule — da — da geschah das Unglück — das eingegangene Wasser befreite sich — es sprengte den Staudamm — und ein Donnern und Brechen und Brausen erfüllte das Canon Santa Clara. Wehe! Die Wassergeister sind frei: sie wollen zerstören — zerstören jegliches Gebilde von Menschenhand — die schäumenden Fluten stürzen durch Tal — zerstören die Siedlung El Rio — reißen mit einem einzigen Sprünge das Kraftwerk New-Hall hinweg — blasen alle irdischen Lichter aus — nur am Himmel — die ewigen Lichter, die brennen weiter, die blanken knisternen Sterne, die Sterne über der heißen südkalifornischen Märgennacht.

Alles Gebilde von Menschenhand — ist nun von den revoltierenden Wassergeistern zerstört. Und die Menschen selbst, wo sind sie? Als der Morgen seine rosigen Augen öffnet — da sieht er das Tal Santa Clara als wogendes Wassertal. Immer noch strömen die Fluten: ein acht Kilometer langer, künstlicher See zerfließt zwischen engen Felswänden — hat alle Kultur zerstört — hat hunderte von Menschen ertränkt — wenige Lebende nur retteten sich — auf die Berghänge hinauf — wo andere kleine Siedlungen vom Wassersturm verschont blieben.

Und nun singe ich das Heldenlied des Mannes Tom Springfield. Tom Springfield war Arbeiter der Edison-Light-Company, ein Lichtbringer war er, von der Kraftstation New-Hall. Er war auf Nachtwache, als die Wasserfluten donnernd den Staudamm durchbrachen. Er sprang — vom tosenden Lärm gerufen — ins Freie — da sah er vor sich ein Blitzen und Schäumen — was ist das? Aber schon versteht er — schon hebt ihn ein mächtiger geheimnisvoller Arm — haushoch ist er gehoben — hinweg gehoben über die Dächer des Kraftwerkes. Ho! Ein harter Schlag — die schäumende, quirlende Wasserhand wirft den Tom Springfield auf Felsboden — die Wassergeister wollten nicht seinen Tod — er sollte leben — und er lebt — nun steht er auf den Beinen, um seine Füße sprudeln tausend Perlen — ein Schäumen, ein Funckeln — aber, wo ist das Kraftwerk — nur Ruinen rogen aus dem Wasser auf — und diese Ruinen sah die frühe Morgenfonne.

Trari-trara-trarot! Die Sonne bläst in ihr Wechhorn — lebende Menschen, schnell herbei — rettet entsegleichen — helst, wo noch zu helfen ist! Alarm. Die Sonne ruft die lebenden Menschen zur Tat.

Schaurig, zu sehen — wie eine ganze blühende Landschaft, noch gestern war sie blühend — wie diese Landschaft begraben ist — begraben unterm gurgelnden, schlammigen Wasser.

Tom Springfield bindet sich einen Hautseil um den Leib — er springt in die gurgelnde Flut — was will er — will er dem Tode noch einmal in die Arme? Tom Springfield will helfen. Drüben — auf den Ruinen vom Kraftwerk — da hofft noch menschliches Leben — angeklammert an Stahlgestänge — Reste der Turbinenhallen — eine Verbindung zwischen Felsufer und dem bedrohten Leben da drüben muß schnell geschaffen werden — gierig leden die grünen Wasserzungen um die Ufer der mit dem Tode Ringenden. Oberhalb der Ruinen von New-Hall sprang der Tom Springfield in Schäum und Schlamm — mit starken Armen bricht er sich schwimmend den Weg — halb trägt ihn die Flut — halb überwindet seine Energie den treibenden Strom. Tom Springfield, du Held, glückauf! Nun bist du drüben — du hängst im Stahlgerippe der Ruinen vom Kraftwerk — die Verbindung zwischen Ufer und Stahlinsel ist da.

Am dünnen Hautseil wird am Ufer ein stärkeres Seil befestigt. Fertig! Zieht nun — ihr im Wasser, ihr auf den Ruinen — ziehet, ziehet, ziehet. All rüht. Alles ging gut. Tom Springfield schlingt das Ende des starken Seiles um einen Stahlbaum — so! Gilt euch, ihr bedrohten Lebenden, werdet wie Spinnen: ruzst, kriecht, krabbelt — am leitenden Seile — hinüber zum Ufer. Da erwarten auch bangende Herzen. Der Mensch zittert um den Menschen.

Die Sonne am blauen Himmel hielt den Atem an — dreißig sind nun drüben — dem Wassertode aus dem brausenden Rachen gerissen — nun sind vierzig drüben — nun kommen die letzten acht — — siebenundvierzig sind an Land — jetzt du, du Retter Tom Springfield. Und als Letzter schwebt der Tom am Seil — ein müdes Lächeln auf dem Antlitz — Tom, gut Glück auch dir, die Sonne reicht dir die Hand — da! O Unglück, das Seil riß. Aus der Tiefe der schlammigen, brausenden Flut griff eine schwarze Hand auf — der Tod. Der Tod zog den Tom Springfield hinauf in das graufige Grab — hinab zu dreihundert anderen Leichen.

Tom Springfield: siebenundvierzig Menschen hast du gerettet — dafür aber verlangte der Tod dich. Und wenn ich nun frage: wurden diese siebenundvierzig Menschen zu teuer bezahlt, was werdet ihr mir dann antworten? Ein Mensch bezahlt mit seinem Tode das Leben von siebenundvierzig anderen Menschen, was heißt das? Das heißt: Der Mensch ist gut — geht dem

Menschen Gelegenheit, edel und hilfreich zu sein — und er wird es sein! Tom Springfield ist wieder ein Beispiel, daß wir an den Menschen glauben können. Heute war Tom der Helfende, morgen oder übermorgen wird irgend ein Unbekannter in Indien oder Europa oder in China, in Polynesien oder in Afrika — der sich freiwillig für den Mitmenschen Opfern bereit — das dürfen wir aus Erfahrung glauben. Und dieser Glaube an das Gute im Mensch, der gibt uns Kraft — Kraft: die Härte der heutigen rücksichtslosen Kapitalzeit zu überwinden. Schaut auf den Himmel: dort steht ihr ein zielweisendes Denkmal, die Freundin Sonne meißelte in blauen Granit dieses goldene Wort: „Tom Springfield, der Mann vom Canon Santa Clara!“

Der Teufel und der Steuerempfänger.

(Karl Knorck: Isländisches Märchen.)

Der Teufel und der Steuerempfänger gingen eines Morgens aus, um eine Weite zu entscheiden, die sie am Abend vorher beim Punsch gemacht hatten. Sie wollten nämlich ausfinden, wer bis gegen Abend das wertvollste Geschenk erhalten habe; doch war es keinem erlaubt, etwas anzunehmen, was ihm der Eigentümer nicht gutwillig gab.

Zuerst kamen sie an ein Haus, in dem eine Frau ihre saule Tochter ausschimpfte und unterm anderem zu ihr sagte, daß, wenn sie nicht bald das Bett verlasse, der Teufel sie holen möge.

„Greif zu“, erwiderte der Steuerempfänger zum Teufel.

„Rein“, erwiderte der Teufel, „es ist ihr Ernst nicht, wir müssen weiter gehen.“

Danach sahen sie eine Frau, die ihrem Mann, der gerade mit dem Gliden seiner Schuhe beschäftigt war, ärgerlich zurief: „Pat, gib doch auf die Schweine acht, sie verwüsten uns das ganze Kornfeld, wenn sie doch der Teufel holte!“

„Hier kannst du deinen Sack füllen“, sprach der Steuerempfänger, aber sein schwarzer Gefährte schüttelte nur den Kopf und sagte, er wolle die arme Frau nicht in Verlegenheit bringen, sie habe ja das gar nicht ernst gemeint. Ähnliche Wünsche mußten sie noch sehr oft auf dem Wege hören, aber der Teufel kümmerte sich nicht weiter darum.

Als es Abend war, kamen beide in ein Haus, in dem der Steuerempfänger sehr genau bekannt zu sein schien, denn der alte Hausherr rief ihn sogleich entgegen: „Ach, da ist ja der Allerweltsbetrüger, wenn ihn doch der Teufel auf der Stelle holte!“

Kaum hatte er das ausgesprochen, so sagte der Teufel den Steuerempfänger am Kragen und stieß ihn in seinen großen Sack.

„Es ist doch nicht dein Ernst gewesen!“ schrie der Steuerempfänger jammern. Aber der Teufel tat, als hörte er nicht und marschierte lachend davon.

Mörderische Filmschönheit.

Der „elektrische Stuhl“ des Filmstars.

Die amerikanischen Filmschönheiten haben den Siegeszug durch die ganze Welt angetreten, aber kein Mensch ahnt, welches Martyrium diese zart und heiter lächelnden Filmstars zu erleiden haben, um die Schönheit zu erhalten, mit der sie die Menschen erobern. Je größer der Ruhm der Filmschauspielerinnen ist, desto mehr müssen sie darauf bedacht sein, Gestalt und Aussehen zu bewahren, um nicht zum alten Eisen geworfen zu werden, denn das Gedächtnis der Menschen ist sehr schwach. Das Beispiel berühmter schöner Theaterfrauen, wie zum Beispiel der Helene Odilon, der die ganze Welt zu Füßen lag, und die trotzdem in schwere Armut geriet, als sie alt wurde, ist ein mahnendes Memento. Die Filmschönheiten tun darum alles, um den körperlichen Verfall oder die Veränderung ihrer lieblichen Erscheinung zu vermeiden.

Eine der furchtbarsten Qualen, die die Schönheitspflege erdacht hat, ist ein Apparat, der den bezeichnenden Namen „der elektrische Stuhl“ führt. Er bringt zwar seinen Opfern nicht sofort den Tod, wie sein berühmter Namensvetter in dem Zuchthaus von Sing Sing, aber er ist auch eine mörderische Maschine, die ihren Namen mit Recht trägt. Eines ihrer reizvollsten Opfer ist der amerikanische Filmstar Peache Brotoning, der auch in Deutschland bekannt geworden ist. Dieser elektrische Stuhl hat nämlich angeblich die Fähigkeit, überflüssiges Fett zu beseitigen, indem er ungeheure Hitze im Körper erzeugt. Die schöne Peache glaubte daran und ließ sich die elektrischen Pole des Schlankheitsapparates an ihren Körper legen und so lange durchglühen, bis sie schwer erkrankte, und nur noch ein Schatten ihrer früheren Schönheit ist. Ähnliches erlebte die bekannte Filmschauspielerin Estelle Taylor, die als Gattin des gezeichneten Bogerlönigs Dempsey eine große Rolle spielt. Auch sie fürchtete die allzu große Leppigkeit und legte sich derartige Qualen auf, daß sie einen schweren Zusammenbruch ihrer Nerven erlitt. Besonders gefährlich sind aber die geheimnisvollen Schlankheitspillen, die eine schleimnde Wirkung im Körper ausüben und Verheerungen anrichten, die nicht wieder gutzumachen sind. Uns ist eine hervorragende deutsche Filmdiva bekannt, die eine detariige Kur machte und daran fast gestorben wäre. Sie wußte nämlich nicht, daß die Schlankheitswirkung der Pillen nicht gehemmt werden kann, sondern auch dann noch weiterbesteht, wenn die ähnden Säfte auch bereits lebensnotwendige Stoffe innerhalb des Körpers angreifen. Man kann diesen Pillen nämlich nicht befehlen, an einer bestimmten Stelle Halt zu machen, sondern sie wirken zum Schrecken der Patientinnen auch dann noch, wenn die Schlankheit bereits in Krankheit übergeht. Die Geister, die sie riesen, werden die Filmstars dann nicht los.

In Hollywood hat sich der großen Diven garabazu ein nervöser Zustand bemächtigt, der in der Furcht vor dem Vidwerden besteht. Alle hungern sie und unterziehen sich den größten Entbehrungen, denn sie sind alle von dem gleichen panischen Schrecken ergriffen, ihre Schönheit zu verlieren. Bei manchen Filmgesellschaften hat sich der kategorische Imperativ der Schlankheit sogar bereits zu Paragraphen verdichtet. Verträge werden nicht mehr auf eine bestimmte Zeit abgeschlossen, sondern auf ein bestimmtes Gewicht. Wenn eine Filmschauspielerin die Höchstgrenze überschreitet, ist der Vertrag erloschen. Es befindet sich zu diesen Zwecken in den Räumen der Gesellschaft die „Wage der Gerechtigkeit“, durch die die wachsenden Kilos der Stars festgestellt werden.

Von dieser Schönheitskraserei sind nicht nur die Frauen besessen, sondern auch die männlichen Filmstars, denn auch sie müssen dafür sorgen, daß sie nicht zu alt und zu dick werden. Douglas Fairbanks hat seinen eigenen Arzt, der dafür sorgt, daß er seine, die Frauenherzen erwerbende Gewandtheit des Körpers nicht verliert, da er dann nur noch einen Bruchteil des Wertes besäße, der ihm heute zugemessen wird. Auch ein dickhäuchiger Tom Mix ist undenkbar, zumal alle

Bergarbeiterlied.

Wir tragen alle ein Licht durch die Nacht,
unter Tag.
Wir träumen von unerhöplicher Pracht,
über Tag.
Wir helfen ein Werk tun, ist keins ihm gleich;
Glückauf!
Wir machen das Erdreich zum Himmelreich;
Glückauf!
Einst fiel alles Leben vom Himmel herab,
über Tag.
Wir Bergleute schürfen's aus dem Grab,
unter Tag.
Wir fördern's herauf, das tote Gestein;
Glückauf!
Wir machen's wieder zu Sonnenschein;
Glückauf!
Auf Erden ist immerfort jüngstes Gericht,
unter Tag.
Aus Schut wird Feuer, wird Wärme, wird Licht,
über Tag.
Wir schlagen aus jeglicher Schlacke noch Blut;
Glückauf!
Wir ruhn erst, wenn Gottes Tagewerk ruht;
Glückauf!
Richard Dehmel, Belg Vogenlefebueh.

Sowjetrussischer Ehechwinkel.

Von Bud.

Die einzige Freiheit, die der Russe hat, und die er mißbrauchen kann, ist die Freiheit Ehen zu schließen und zu lösen. Und diese Freiheit mißbraucht er weidlich.

Aus Kaffeehausbekanntschaften werden Ehen! Danach sind sie auch. Die Scheidung folgt am anderen Tag. Das Spiel kann von neuem beginnen. Und das nennt man dann: Die neue Ehe!

Welche traurigen Folgen solche Ehen haben, erfahren wir aus einem Artikel in dem kommunistischen Bauernblatt „Bjednota“, das heftigste Klage führt über bestimmte Zustände auf dem Lande. Da gibt es die sogenannten „Sags-Frauen“, die nach dem neuen Eherecht geheiratet haben und aus der Ehe ein gewinnbringendes Geschäft machen.

Das Bauernmädchen läßt sich auf dem Standesamt registrieren. Zieht dann zu den Eltern ihres Mannes. Bleibt aber nur einige Monate und geht dann wieder zurück in das eigene Elternhaus. Nun klagt sie bei Gericht auf Auszahlung des ihr zustehenden gemeinsamen Vermögens.

Gibt es doch in Rußland keine Gütertrennung, sondern nur Gütergemeinschaft. Kollektivistisches Prinzip hochgehalten trotz stündlicher Ehetrennungen.

Trennt sich nun die Frau vom Manne, dann reicht sie nicht erst die Scheidung ein, sondern klagt erst auf Auszahlung des ihr zustehenden Vermögenssteiles, gleichgültig, ob sie etwas in die Ehe gebracht hat, oder nicht. Da absolute Gütergemeinschaft besteht, muß der Mann ent-

diese männlichen Filmhelden von der Gunst der Frauen leben, die in ihnen ihre Lieblinge sehen. Tom Mix hat sich ein ganzes Sportstadion erbauen lassen, um in täglichen Übungen sein Gesicht und seine Figur zu bewahren. Auch unsere deutschen Filmhelden, die die jugendlichen Liebhaber spielen, dürfen nicht altern, denn alle sind sie zu eitel, um in das Fach der Väter abzuwandern. Eitelkeit aber kostet Geld und Entbehrungen. Dies ist die Rehrseite des glänzenden Lebens, das die reichbezahlten Filmschauspieler und Filmschauspielerinnen, von der Welt viel beneidet, führen.

weder Geld, oder Mobilar, oder Vieh, oder Land an die Frau abgeben hat sie ihr Teil, dann reicht sie die Scheidung ein und beginnt auf neue das gewinnbringende Spiel mit der Ehe. So verlieren Männer, die leichtsinnig Ehen schließen, oft das letzte Stückchen Land, den letzten Ziegel auf dem Dache, nur, weil die russischen Ehegesetze die Gütergemeinschaft fordern und auf der anderen Seite die Ehen grundlos lösen lassen.

In Rußland sind die Scheidungsgerichte überhaupt nicht voll; ja es gibt gar kein Scheidungsgericht, denn es genügt, daß ein Ehegatte auf Standesamt geht und die Lösung der Ehe fordert. Die Ehe ist geschieden. Feine Sache!

Dafür sind aber die Gerichte mit der Arbeit überlastet, die nun die vermögensrechtlichen Auseinandersetzungen zwischen den Ehegatten zu schlichten haben. Die Rehrseite der sowjetrussischen Ehe!

Und das nennt man nun die neue Ehe. Ist schon die bürgerliche Ehe ein Geschäft, muß da auch die sogenannte sowjetrussische Ehe ein Geschäft werden?

Der Zarenstiefel.

Von Michail Sojchichonko.

Im Winterpalast wurde in diesem Jahre eine Menge verschiedenen Plunders aus der Zarenzeit verkauft. Gerade noch, daß nicht der Museumsfundus damit handelte. Der Teufel weiß, wer es war.

Mit Katharina Fiodorowna Kolenkowna ging ich hin. Sie suchte einen Samowar für zehn Personen.

Uebrigens gab es dort gar keinen Samowar. Wahrscheinlich hat der Zar aus einer Teekanne getrunken. Und vielleicht hat man ihm auch den Tee direkt aus der Küche in irgendeinem Kristallglas gebracht. Ich weiß das ja nicht. Nur — Samoware gab's dort keine zu kaufen.

Dafür gab es andere Dinge im Ueberflus. Und wirklich, alle diese Sachen waren irgendwie sehr schön. Verschiedene Fenstervorhänge, allerlei Becherchen, Spudnäpfschen, Hemdchen und ähnliche Zarenstücke. Der Speichel kletterte einem auf die Zunge — man weiß nicht, wozu man sich entschließen, was man kaufen soll.

Katharina Fiodorowna kaufte also für die ersparten Groschen statt eines Samowars vier Hemdchen aus reinster Seide. Herrlich — augenscheinlich von der Zarin.

In der Preisliste bemerkte ich plötzlich Stiefel. Russische Schäfte, 18 Rubel.

Sofort fragte ich den, der da handelte: „Was sind das für Stiefel, lieber Freund?“ Und er erwiderte:

„Offenbar — vom Zaren.“
„Und was“, sage ich, „habe ich für eine Garantie, daß sie vom Zaren sind? Jemandem Kammerdiener ist vielleicht darin herumgestiegen, hat die Abjäge schiefgetreten, und Ihr hängt sie mir dann als Zarenstiefel an. Das ist nicht schön, das ist nicht anständig.“

Und er darauf:
„Alles hier ist Vermögen der Zarenfamilie.
Mit Blunder handeln wir nicht.“

„Dann gib“, sage ich, „die Ware.“
Ich sah mir die Stiefel an. Fürstlich gut haben sie mir gefallen. Weil nämlich auch das Maß entsprechend war, nicht zu breit, so gerade richtig angenehm schmal. Da die Spitze, da der Absatz. Galante Stiefel sozusagen. Und überhaupt wenig getragen. Vielleicht hat sie der Zar höchstens drei Tage benutzt. Der Absatz war noch gar nicht abgerieben.

„Nehms“, sage ich. „Katharina Fiodorowna, hat man“, sage ich, „denn früher von Zarenstiefeln überhaupt träumen dürfen? Oder zum Beispiel in Zarenstiefeln auf der Gasse paradiert?“
„Neins“, sage ich, „wie sich die Zeiten ändern, Katharina Fiodorowna! Achzehn Rubel hab ich für sie hergegeben und es tut mir nicht leid. Für Zarenstiefel ist das natürlich kein zu hoher Preis.“

Ich zog also die achzehn Rubel aus dem Sack und trug die Stiefel nach Hause.

Sie anzusehen, war, ich muß es ehrlich sagen, allerdings etwas schwer. Ich spreche schon gar nicht von den Hosen, auf die einfachen Socken gehen sie nur mit vieler Mühe. Sie werden sich schon ausdehnen, denke ich mir. Drei Tage lang hab ich sie ausgedehnt. Am vierten Tag ist der Absatz abgefallen, aber nicht nur der Absatz, sondern das ganze untere Stockwerk. Der ganze Fuß troch an die Oberflache.

Und dabei passierte mir diese schenßliche Geschichte auf dem Boulevard, vor dem Palast der Arbeit. Ich verzog mich also auf den Waffeljewski Dstrow, nach Hause, so — ohne Absatz.

Natürlich war es mir leid ums Geld. Achzehn Rubel sind kein Spaß. Und bei wem soll ich mich jetzt beklagen? Wenn das Schuhe von der Marie „Schnellgeher“ wären oder von sonst irgendeiner Marke — das wäre eine andere Sache. Man könnte einen Prozeß anfangen oder einen roten Direktor für so eine technische Unzulänglichkeit verantwortlich machen. Aber hier — mach' was du willst — es sind Zarenstiefel.

Am nächsten Tag ging ich wirklich zum Mujkalskunds. Aber dort hatten sie schon zu handeln aufgehört — gesperrt.

Ich wollte noch in die Exerzitage gehen oder sonst irgendwohin, aber dann überlegte ich mir's. Grund — Katharina Fiodorowna hielt mich zurück.

„Nicht nur ein Zarenstiefel“, sagte sie, „jeder königliche Stiefel sogar kann nach so vielen Jahren verkaufen. Jedenfalls sind seit dem Ausbruch der Revolution über elf Jahre vergangen. Die Sachen konnten, versteht sich, in der Zeit schon vermodern. Das muß man verstehen.“

Wirklich, Brüder, elf Jahre sind schon vergangen. Das ist kein Spaß! Sogar die Ware beginnt schon schlecht zu werden.

Und wieviel gerade Katharina Fiodorowna mich beruhigt hatte, so war es doch sie, die jästige Flüche gegen die Zarenherrschaft ausstieß, als nach der ersten Wälche die Henschen von der Zarin sich in Fasern auflösten.

Und dabei sind ja elf Jahre natürlich vergangen — lächerlich, da irgendwelche Ansprüche stellen wollen.

Wie schnell doch die Zeit vergeht, meine Lieben.

Was mancher nicht weiß.

Löcher im Schweizerkäse. Wenig bekannt dürfte sein, daß zu ihrer Bildung ein Lebewesen, ein Mikro-Organismus nötig ist, der Bacterium acidi propionici genannt wird und in verschiedenen Formen vorkommt. Diesen Formen ist gemeinsam, den Milchzucker, der durch das erwähnte Bacterium in Milchsäure übergeführt wird, in eine andere Säure, die Propionsäure,

zu verwandeln; daher auch der Name Propionsäure-Bakterie. Nun ist die Bildung dieser Propionsäure mit einer Gasbildung verknüpft, die langsam verläuft, und da die Gase nicht entweichen können, so entstehen in der teigigen Masse jene runden Löcher, eben die bekanteten „Augen“. Die richtige Augenbildung ist von Bedeutung, da im Handel Wert darauf gelegt wird. Daher macht man sich die Erfahrung zunutze, daß die Propionsäure-Keime gegen Salze empfindlich sind und daß hohe Salzgaben somit diese Organismen mehr oder weniger unterdrücken. Je nach der Menge Salz, die man dem reifenden Hartkäse zusetzt, kann man also wiederum die charakteristische Lochbildung regulieren.

Die Insekten haben zusammengefaßt, äußerlich facettierte Augen. Bei der Stubenfliege zählt jedes der beiden Augen 7000, bei dem gemeinen Kofchwefling aber nicht weniger als 34.650 Facetten.

Die Bezeichnung „Markt“ für Münzen rührt daher, daß man früher auf den Silbermünzen ihr Gewicht „vermerkte“, markierte.

Die Quelle des blauen Nils, des Vaters aller Gewässer, wie ihn die Aethiopianer nennen, liegt in der Mitte eines Sumpfes, der mit Hilfe von zahlreichen kreuz und quer zerstreut liegenden Baumstämmen passierbar gemacht worden ist. Sie ist mit Bambusstäben eingefaßt. Das eigenartige Volk, das in diesem Teile Aethiopiens lebt, ist seit alters gewohnt, den Wassergeistern, die nach seiner Ansicht die Gegend ösleben, große Mengen von Vieh zu opfern. Auch jetzt wird zuweilen ein Stier zu Opferzwecken geschlachtet, wenn allzu große Trockenheit herrscht. Angeblich soll der Erfolg niemals ausbleiben. Viele Pilger kommen aus allen Teilen des Landes, um die Quelle des heiligen Stromes zu beschlügen. Sie nehmen heiliges Wasser mit und lassen viele Gaben zurück, die den Priestern und den Bewohnern dieser Gegend zugute kommen.

Merlei.

Die Zahl der Tier- und Pflanzenarten. Immer neue Tier- und Pflanzenarten werden entdeckt, so daß die Zahlen innerhal der Organismenwelt ins Gigantische wachsen. So hat sich z. B. die Zahl der Insektenarten in den letzten 40 Jahren auf fast 400.000 erhöht, während man 1886 überhaupt „nur“ 272.000 Tierarten kannte. Die Zahl der Gliedertiere war unter den Tierarten mit 209.400, die der Wirbeltiere mit 24.700, die der Mollusken mit 21.300 und die der übrigen Wirbellosen mit nur 16.000 Arten vertreten. Man unterscheidet nach den Arten der Insekten allein 173.000 Käfer, 60.000 Schmetterlinge, 55.000 Hautflügler, 44.000 Zweiflügler, 33.000 Schnabellere, 11.000 Geradflügler und 9000 andere Insekten. Die Gesamtzahl der heute bekanteten Tierarten wird auf 465.000 geschätzt. Dabei gibt es allein unter den Ameisen 6250 Arten. Doch auch die Pflanzen erreichen beträchtliche Ziffern. Von höheren Pflanzen waren 1917 149.500 Arten bekant; dazu kommen 50.000 Pilze und rund 22.000 Algen, Moose und Farne. Inmerhin erreichen die Pflanzen mit 220.000 Arten noch nicht die Hälfte der Zahl der bekanteten Tierarten.

4700 verschiedene Schneekristalle. Jeder, der einmal den Schnee genauer beobachtet hat, wird bemerkt haben, daß die Kristalle, aus denen er besteht, die mannigfachsten Formen aufweisen. Das hat einen amerikanischen Forscher, namens W. Bentley, veranlaßt, seit mehr als 40 Jahren alle Schneekristalle, die ihm zu Gesicht kamen, zu photographieren. Seine Sammlung enthält bereits mehr als 4700 Bilder, von denen

keines dem anderen gleich ist. Die Winter sind in Bezug auf die Gestaltung des Schnees sehr verschieden; es gibt deren, die dem Sammler fast gar keine Ausbeute boten, so von 1921 bis 1926, während z. B. die Schneefälle vom 1. und 17. Jänner 1927 überraschend eigenartige Formen ergaben.

Heiteres.

Peinlicher Irrtum. „Was ist denn los?“ fragt Johnson einen befreundeten Arzt, dem er auf der Straße begegnet, „du siehst ja jämmerlich aus.“ — „Kunststud!“ antwortet der Arzt, „man könnte ans der Haut fahren. Da habe ich nun zwei Jahre lang einen Patienten auf Selbstsucht behandelt, und jetzt stellt sich heraus, daß der Kerl ein Chinese ist!“

Vor Gericht sprach ein Epizöube mit seinem Verteidiger und wurde im Laufe des Gesprächs recht kollegial. Dem Verteidiger wurde das schließlich peinlich. „Seien Sie doch etwas reservierter und seien Sie sich.“ sprach er zu dem Epizöuben, „man weiß ja schließlich gar nicht mehr, wer von uns beiden der Rechtsanwalt und wer der Epizöub ist.“

Familiengeld. „Sie wollen also meine Tochter heiraten?“ fragt der Vater den Freier, der die Hand seiner Tochter erbittet. „Ja, können Sie denn auch eine Familie erhalten?“ — „Selbstverständlich“, antwortet der junge Mann. — „Denken Sie lieber noch einmal ernstlich darüber nach, junger Mann, wir sind unser steben.“

Eine Großstädterin, die einen wohlhabenden Villenbesitzer auf dem Lande geheiratet hatte, wurde von ihrem Mann gefragt, ob es ihr Freude machen würde, wenn sie eine eigene Kuh besäße und damit immer über frische Milch verfügen würde. Die junge Frau stimmte freudig zu, und beide gingen sofort zu einem Bauern, um eine Kuh zu kaufen. Dieser lobte eine ganz besonders große Kuh als ein ungewöhnliches Tier, das täglich gut und gern seine zehn Quart Milch lieferte. Nach kurzem Besinnen erklärte die Frau: „Das ist ja zu viel für unseren kleinen Haushalt; wir brauchen gar keine so große Kuh; wir wollen lieber ein Kalb kaufen.“

Die Nichtige. „Warum bist du so nachdenklich“, fragte er. — „Ich bin nicht nachdenklich“, antwortete sie. — „Aber du hast doch seit zwanzig Minuten kein Wort gesagt.“ — „Nun, ich hatte auch nichts zu sagen.“ — „Sagst du denn niemals etwas, wenn du nichts zu sagen hast?“ — „Nein, niemals!“ — „Wie gut du bist, mein Diebling! Willst du meine Frau werden?“

Rästel-Ecke.

Kopfwechsel.
Ein gut gepflegter St- ist allemal — Im Stall eine Z- B- nennt dir eine Zahl. Gute C- gefocht oder auch gebraten — Und gutes B- dazu, dann bist du recht beraten. Doch halte Maß bei diesen guten Dingen, — Nicht voller G- wie ein T- sollst du schlagen.

Auflösungen der Rästel aus der vorigen Nummer:

Kreuzworträstel. Wa g r e c h t : 1. Mond, 2. Wein, 3. Ate, 4. Ala, 5. Aua, 6. Gwell, 7. Rut, 8. Uhr, 9. Ser, 10. Toul, 11. Rare, 12. Ein, 13. Dom, 14. Tor, 15. Kanal, 16. Ahn, 17. Ed, 18. Kal, 19. Tube, 20. Hofe. — S e n t r e c h t : 1. Maus, 21. Brot, 22. Ode, 8. Ute, 23. Uhr, 24. Chohn, 25. Kam, 4. Arm, 14. Tol, 26. Toni, 27. Alt, 28. Kad, 9. Gad, 29. Heron, 30. Jun, 31. Rom, 32. Gas, 33. Kafe, 34. Elle.